

Wierzbiczany

„Vater, was beliebt Ihr heute zu speisen?“

Der alte Mann hob den Kopf von einem Buch und lauschte der Frage nach, die aus dem Flur ins Kaminzimmer drang. Seine Augen streiften den hohen Bücherschrank, dessen Tür halb offen stand, und sie verweilten kurz auf den Bildern zweier streng blickender Ahnen an der Wand. Er betrachtete zufrieden die beiden daneben hängenden altmodischen Flinten und sein Jagdgewehr. Darunter lag über einer Stuhllehne sein Regenmantel. Er hatte ihn aus Entenfedern so anfertigen lassen, dass das Wasser vom Gefieder abtropfen konnte. Nun holte er aus seiner Westentasche eine goldene Taschenuhr hervor: Punkt 11 Uhr. Es gab sie also noch, feste Regeln aus einer längst vergangenen Zeit. Mittagessen: Schlag zwei Uhr.

Graf Kazimir Ostrowski näherte sich seinem sechzigsten Lebensjahr. So lange er denken konnte, lebte er auf dem Herrnsitz Wierzbiczany – in einem einstöckigen, grau angestrichenen Fachwerkbau. Der einzige Schmuck des langgezogenen Gebäudes war ein kleiner Portikus mit zwei Säulen. Der kleine Balkon darüber war mehr ein optisches Zugeständnis. Davor tummelten sich auf einem von einem Fahrweg umsäumten runden Teich allerlei Enten. Einem größeren Gutshof vergleichbar, war das Anwesen mit den Jahren magerer Wirtschaft einigermaßen heruntergekommen. Seinen Namen verdankte es einer Allee von Weidenbäumen, die darauf zuführte.

In seinem Arbeitszimmer, wie der Graf es nannte, durfte nichts erneuert werden. Die Ledertapeten an den Wänden waren nachgedunkelt, die Sitzflächen der hochlehnigen Sessel bis auf den Kettfäden zerschlissen. Das Muster des Teppichs auf den Dielen ließ sich nicht mehr erkennen. Doch das alles störte Graf Kazimir nicht. Dies war sein Reich der Bücher, einzige Garanten für Beständigkeit. Er hasste Veränderungen.

Gleich würde Antonia – wie alle Tage – den Kopf zur Tür hereinstecken und die Frage wiederholen. In den Minuten dazwischen blieb ihm Zeit, darüber nachzudenken, was er heute zu sich nehmen wollte. Sehr opulent würde das Mahl ohnehin nicht sein. Was mochte Marja in der Küche noch übrig haben? Seine Tochter würde ihm die bescheidene Speisekarte herbeten. Sie hielt sich an das ewige Spiel – vielleicht, um ihn zu necken oder auch zu ärgern?

Erwartungsvoll blickte er zur Tür. Nach einem kurzen Anklopfen trat sie ein. *Eine rassige Erscheinung*, stellte er zufrieden fest, *der Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten*. Das musste man Antonia lassen: Sie hatte Stil! Bescheiden, wie sie aufwachsen musste, verstand sie es dennoch, alte Kleider so zu verändern, dass sie der augenblicklichen Mode genügten.

„Was gibt es denn?“, fragte er gewollt mürrisch zurück.

„Zehn Eier, einen mageren Hahn, Zwiebeln, Speck, Grütze vom Vortag, ein Stück Käse und zwei Flaschen Tokajer.“ Antonia stellte sich neben seinen abgeschabten Ledersessel, wippte auf den Zehenspitzen und blickte gelangweilt aus dem Fenster. Dabei zeichnete sich unter locker frisierten schwarzen Haaren ihr Profil fein gegen die Helligkeit ab.

Der Graf schaute zu ihr auf. „Nicht gerade üppig“, brummte er. „Marja soll den Federwisch ungarisch herrichten! Speck, Zwiebeln, tüchtig Paprika! Das macht ihn fetter und schärfer. Rotweinsauce à la maison und Eierkuchen!“ Bei dieser Vorstellung belebte sich sein hageres Gesicht. Er leckte sich die Lippen.

Antonia rief die Bestellung durch den Flur in die Küche, schloss jedoch auf einen Wink ihres Vaters wieder die Tür.

„Was hast du heute vor?“, forschte er.

„Nachmittags ausreiten. Vielleicht besuche ich Jelina. Sie bekommt schon wieder ein Kind.“

Die leibeigene Magd lebte mit ihrem Mann und einer vielköpfigen Kinderschar nicht weit in einer engen Hütte.

„Die Dienstleute vermehren sich wie die Kaninchen“, stellte der

Graf trocken fest. „Wenn du allein reitest, bleib nicht zu lange weg! Und steck die Pistole ein! Nach dem Warschauer Frieden vor zwei Jahren sind die Truppen dieses so genannten ‚polnischen Königs‘ gottlob wieder außer Landes, aber es gibt immer noch versprengte Banditen, die umherstreunen und mit allein reitenden jungen Damen bestimmt nicht viel Federlesens machen. Ich erwarte dich also noch vor dem Abendbrot. Übrigens lese ich gerade etwas bei Machiavelli, das solltest du wissen. Ich werde dir aus ‚Il Principe‘ vorlesen, wie er über die Regierungsmethoden absolutistischer Monarchen denkt. Höchst aktuell! Es schadet dir nicht, wenn du etwas mehr weißt als deine Geschlechtsgenossinnen. Du besitzt Verstand – wenigstens etwas, was ich dir vererbt habe.“

Offensichtlich war ihm nach einer politischen Diskussion zumute.

„Nicht schon wieder, Vater!“ Antonia verzog den Mund. Wie lange sollte sie das noch aushalten? Machiavelli auf Italienisch, Corneilles „Cid“ und Racines „Phèdre“ auf Französisch. Von jeder Sprache etwas. Sogar Deutsch hatte ihr Vater mit ihr betrieben. Eigentlich brauchte er sie nur zu seiner Gesellschaft. Kaum ein Abend, an dem sie nicht zum Rapport bestellt war. Denn nachdem er ihr aus veralteten Folianten der unterschiedlichsten Art vorgelesen hatte, fragte er sie jedes Mal geradezu ab. Dabei liebte er es, in Selbstgesprächen genüsslich zu dozieren und zu beobachten, wie er seine schöne Tochter manchmal bis zur Weißglut reizte.

Wenn Antonia ihr „Junogesicht“ aufsetzte, wie er das nannte, rüstete sie sich zum Widerstand gegen ihn. Dann wurden ihre weichen Züge in entschlossener Abwehr hart. Sie bekamen etwas Marmornes. „Ich bin nicht mehr Eure Schülerin, Vater! Was Ihr mir beigebracht habt, dürfte ausreichen, die Akademie zu besuchen. Fragt sich nur, welche ... Ich habe nicht die Absicht, als Gelehrte auf Wierzbiczany zu versauern. Warum wollt Ihr Euch nicht wieder verheiraten? Nehmt Euch doch eine Frau, am besten eine Witwe, die es Euch dankt! Eine, die Euch die Grillen vertreibt.“

Graf Kazimir blickte seine Tochter listig an. „Daran habe ich sogar

selbst schon gedacht, mein Kind. Aber nicht an mich – nein, an dich! Es wird Zeit, dass du heiratest! Du hast ganz Recht, noch ehe dir ein graues Haar wächst. Ich habe auch schon einen Bewerber für dich.“

Antonia fuhr aufgebracht herum. „Das habt Ihr Euch also gedacht?! Ich bin doch kein Möbelstück, das man von hier nach da schiebt! Ich kann mir schon denken, was das für ein Bewerber ist. Einer, der sich mit Geld einschleicht und Euer Bettelhaus fein aufpoliert!“

„Wo wir nun schon einmal dabei sind, meine Tochter“, leitete Graf Kazimir gelassen ein, „möchte ich dir mitteilen, dass Graf Gregori Zylinski bei mir um deine Hand angehalten hat. Ich kenne ihn als einen durchaus ehrenwerten Kavalier. Er sieht gut aus, ist sehr begütert, Witwer und hat keine Erben. Wir waren schon als junge Offiziere beim Warschauer Leibregiment zusammen ...“

„Das könnte Euch so passen, mich mit einem alten Mann zu verkuppeln!“, schrie sie. „Verzeiht, Vater, für Eure Jahre könnt Ihr nichts, sie stehen Euch wohl an, aber ich möchte meinen Gemahl selbst bestimmen! Und er soll jung sein! Ihr habt nicht das Recht, mich um den Preis einer für Euch vorteilhaften Heirat ins Unglück zu stürzen. Warum begleitet Ihr mich nicht zu Bällen und Empfängen nach Warschau? Dort nämlich pflegt man junge Damen von Familie offiziell vorzustellen!“ Antonia stampfte wütend mit dem Fuß auf.

Es ist wirklich schade um sie, dachte der Graf und fuhr sich verlegen durchs spärliche Haar. „Wie du weißt, Antonia, leben wir nicht in den besten Verhältnissen. Garderobe für dich und mich, dazu eine Kutsche und ein Hotel in Warschau zu mieten, übersteigt meine Möglichkeiten. Eventuelle Verehrer sind also leider nicht so bald in Sicht. Ich bedauere sehr, dich nicht so ausstatten zu können, wie es dir zusteht. Das kannst du mir glauben. Daher bitte ich dich, zu bedenken, dass die Heirat mit Graf Zylinski für uns beide nicht die unglücklichste Aussicht wäre. Es widerstrebt mir, von dir ein Opfer zu verlangen, aber bei ihm hättest du ein besseres Leben, als

ich es dir bieten kann. Und vielleicht wärest du ja nicht lange an ihn gebunden? Auch ich bin alt.“ Die letzten Worte sprach er flüsternd und er blickte Antonia über seinen Kneifer trauervoll an.

Diese plötzliche Gefühlsäußerung ihres Vaters kam für Antonia völlig unerwartet. Bisher hatte sie immer geglaubt, nur Gegenstand seines Spottes und Spielball seiner Launen zu sein. Er hatte sie erzogen wie einen Sohn, sie reiten und schießen, sogar fechten gelehrt, mit ihr gestritten und diskutiert. Sie sollte sich wehren können. War es doch so, dass er auch die junge Frau in ihr sah?

Seit dem Tod ihrer Mutter vor zehn Jahren war sie völlig vereinsamt. Nur die Wirtschafterin Marja hatte sie auf den Knien gewiegt und sie abends in den Schlaf gesungen. Sie war das einzige weibliche Wesen, das ihr seit Kindertagen menschliche Wärme entgegenbrachte.

Ja, da war auch noch Anna gewesen – ein fröhliches junges Mädchen von 18 Jahren. Anna, fast wie eine Schwester und ihre engste Vertraute. Anna, immer bereitwillige Hilfe in der Küche, unentbehrlich für die Ordnung des mutterlosen Haushalts. Sie war die jüngere Schwester des Verwalters Jerzy Baranowski, Vaters Gesellschafter auf Jagden und bei Besäufnissen. Als Antonia 13 Jahre alt war, verließ Anna plötzlich das Gut. Nun blieb dem Mädchen einzig der Vater, denn mit der älteren Freundin hatte auch das Personal Wierzbiczany verlassen. Aus Protest, hieß es. In der Nachbarschaft munkelte man sogar, Anna sei schwanger gewesen. Nur Marja, Jerzy, der Stallbursche Wladimir und eine Handvoll leibeigener Bauern versahen weiter ihren Dienst. Seitdem war es mit der Wirtschaft bergab gegangen.

Nach ihrem ersten bitteren Kummer hatte sich Antonia mit ihrem Leben ohne Anna abgefunden. Zum Trost bekam sie ein Pferd geschenkt, eine junge braune Stute. Antonia nannte sie Phädra. Jerzy gab ihr Reitstunden, zunächst an der Leine. Er blieb immer geduldig. Nach und nach forderte er mehr, bis er Antonia so weit hatte, dass sie kleine Sprünge über niedrige Barrieren wagte. Dabei

erwies sich Phädra als äußerst einfühlsam. Sogar Graf Kazimir war zufrieden mit den Reitfortschritten seiner Tochter.

Das sanfttägige Tier war Antonias Ein und Alles. Stundenlang hielt sie sich bei ihm auf, streichelte seinen klugen Kopf, striegelte das Fell, bis es seidig glänzte. Der 16-jährige Wladimir musste sogar in Phädras Nähe schlafen. Antonia war glücklich.

Eines Tages erschien Marja beim Grafen und verlangte resolut ein Gespräch unter vier Augen. Sie teilte ihm mit, dass Antonia kein kleines Mädchen mehr sei. Sie werde sich von nun an zu einer Frau entwickeln. Kazimir blickte die Wirtschafterin jedoch verständnislos an. Das sei nun einmal so, stemmte Marja die Hände in die Hüften. „Aus Kindern werden Erwachsene! Wo sollen denn sonst die Kinder herkommen?“, fragte sie anzüglich.

„Ach sooo!“, meinte er gedehnt. „Aber das ist doch Frauensache.“

„Und eine andere Sache ist, dass Antonia lesen, schreiben und rechnen lernen muss! Außerdem muss ihr beigebracht werden, wie man sich als junge Dame schicklich in der Gesellschaft bewegt! Sie braucht eine Erzieherin!“

Der Graf betrachtete seine dralle Wirtschafterin erstaunt und lächelte amüsiert. Fürs Bett mochte sie nicht taugen, aber sie besaß gesunden Menschenverstand. Entfernt hatte auch er schon überlegt, dass er seine Tochter nicht völlig verwildern lassen durfte. Jetzt wurde also eine Entscheidung von ihm verlangt.

Er werde sich das überlegen und entsprechende Maßnahmen treffen, speiste er Marja ab. *Sie hat ja Recht*, überlegte er. Antonia musste jetzt 14 Jahre alt sein. So ganz genau wusste er das nicht. Auf jeden Fall kein Kind mehr. Und außer Marja gab es kein anderes weibliches Wesen. Nur Männer wie ihn, den überwiegend mürrischen Jerzy und den schwächtigen Stallburschen Wladimir.

Ins Haus kam also eine junge Dame aus guter polnischer Familie, die Antonia täglich vier Stunden Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen erteilte. Sie brachte ihrer Schülerin sogar das Klavierspielen bei. Außer, dass sie mit dem rechten Bein leicht hinkte,

war sie ganz nett, fand das Mädchen. Doch es dauerte nicht lange, bis Mademoiselle Waschnewski den Herrensitz empört verließ. Offensichtlich wollte sie den Nachstellungen des Hausherrn entkommen.

Ihr folgten noch eine andere Erzieherin und ein Hauslehrer. Der unterwies Antonia sogar im Tanzen. Doch auch diese beiden schieden nach nicht allzu langer Zeit verärgert aus Graf Kazimirs Diensten.

Dann werde ich eben selbst Antonias Erziehung überwachen, sagte der sich. *Sie soll nicht so dumm bleiben wie diese adeligen Puten! Sie ist jetzt so weit, dass sie Dinge lernen muss, die wirklich wichtig sind.* Schließlich hatte er selbst große Teile seines Lebens mit dem Studium interessanter Bücher zugebracht.

Statt eines Sohnes nur eine Tochter zu haben – damit hatte er sich inzwischen abgefunden. Außerdem wurde sie tatsächlich immer hübscher. Allmählich war er sogar stolz auf sie.

Einen alten Mann zu heiraten, den sie nicht einmal kannte, kam für Antonia überhaupt nicht infrage. Mit diesen Gedanken nahm sie ihrem Vater gegenüber Platz. Seinen Arm tröstlich zu berühren, war die einzige Geste, die sie wagte. Er schien es gar nicht zu bemerken. *Wie weit sind wir doch voneinander entfernt!* Sie wusste, er wartete auf eine Antwort. Ihr entschiedenes Nein musste vorsichtig formuliert werden, um den Vater nicht zu reizen. Er hatte sie Klugheit gelehrt – also würde sie sich Bedenkzeit ausbitten.

„Eure Mitteilung kommt für mich sehr überraschend. Ihr lasst mir nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten. Ich werde überlegen, ob es noch eine dritte gibt.“

„Und die wäre?“, beugte sich Graf Kazimir erwartungsvoll vor.

„Das eben muss ich noch herausfinden“, lächelte sie spöttisch und verließ rasch das Zimmer.

Draußen war Frühling, ein Sonntag im April 1718. Die Wiesen glänzten in frischem Grün. Der Himmel, so herrlich licht und blau! Phädra wartete schon. Antonia streifte die Sorgen ab. Sie war 20 Jahre alt.

Nachmittags suchte sie Jerzy auf. Er sollte ihr Pferd satteln.

Mit Jerzy war das so eine Sache. Als er sie das Reiten gelehrt hatte, tat sie alles, um ihn zufriedenzustellen. Sie verbot sich die Tränen, wenn sie vom Pferd gefallen war, und sie ließ sich nur ungern aufhelfen. Als akzeptiere er ihren Stolz, behandelte er sie bald nicht mehr wie ein Kind. Er korrigierte sachlich ihren Sitz und gab ihr Anweisungen, wie sie ihren Reitstil verbessern konnte. Selten erlebte sie, dass er lachte. Es schien, als habe er immer noch etwas an ihr auszusetzen. Je älter sie wurde, desto abweisender benahm er sich ihr gegenüber. Einmal fragte sie ihn danach, erhielt jedoch nur eine knurrige Antwort. Um ihn auf Abstand zu halten, gewöhnte sie sich an, ihn als Untergebenen zu behandeln. Ihre Gespräche beschränkten sich mehr und mehr auf kurze Anweisungen. Dabei schien es Antonia, als würde Jerzy sie versteckt mustern. Seine Blicke wurden aufreizender, manchmal geradezu frech. Als er ihr einmal beim Aufsitzen half, griff er ihr sogar an die Beine. „Ich verbitte mir das!“, herrschte sie ihn an.

Fortan hielt er sich zurück, strich aber lauern und hungrig um sie herum, dass es ihr unangenehm wurde. Aber das wollte sie ihm nicht zeigen.

Sie fand ihn nahe der Scheune, wo auch die drei einzigen Pferde des Herrensitzes beschlagen wurden. Dort hatte er Phädra festgebunden und untersuchte sie am linken Vorderfuß. „Sie lahmt etwas“, erklärte er kurz. „Ich muss sehen, ob es am Huf liegt. Das könnte dauern.“

Jerzy verstand sich auf Pferde, sogar, was das Beschlagen anging.

„Ich hoffe, es ist nichts Ernstes“, gab sie leicht zurück. In ihrem eng anliegenden goldbraunen Reitkleid sah sie bezaubernd aus. Dazu stand ihr der kleine schwarze Dreispitz reizend zu Gesicht. „Ich werde inzwischen ein wenig spazieren gehen.“

Jerzy hob den Kopf und sah sie an. Ihr schien, als funkeln seine Augen. Ob vor Bewunderung oder ob da noch etwas anderes war, das wusste sie nicht zu deuten. Sie ging darüber hinweg. „Damit Euch die Zeit nicht zu lang wird, könnt Ihr, bis ich fertig bin, vor der Scheune Platz nehmen.“

Antonia kannte die Bank neben der Einfahrt. Sie nickte und schritt auf einem der schlecht gepflegten Wege in den verwilderten Park. Die Szene vom Vormittag stand ihr wieder lebhaft vor Augen. Der Vater, selbstüchtig, rechthaberisch, ungeduldig – nun wollte er sie also verheiraten, um die Verantwortung für sie loszuwerden. An wen, das war nicht das Wichtigste. Hauptsache, der erhoffte Geldsegen würde auch ihn und Wierzbiczany sanieren. *Die Söhne kommen zum Militär, damit sie sich dort ihre Erfolge holen. Die Töchter verheiratet man. Sogar die Prinzessinnen legt man ungefragt in fremde fürstliche Betten! So ist es Brauch in der guten Gesellschaft. Wozu aber hat mir mein Vater so viel Wissen beigebracht? Ich habe meinen eigenen Willen! Ich will selbst entscheiden, wie meine Zukunft aussehen soll!*

Kritisch bemerkte sie, dass die Obstbäume seit Langem nicht mehr beschnitten worden waren. Die geschwächten Kirsch- und Apfelbäume hatten kaum Obst angesetzt. Auf den Rabatten zeigten sich bei den Rosen wilde Triebe statt Knospen. Der Teich war zu einem modrigen Entenpfuhl verkommen. Am Dach der kleinen Orangerie hatten sich Ziegel gelöst und waren heruntergefallen. Nicht viel besser sah von Weitem das einstöckige Herrenhaus aus. Einige Ziegel am flachen Dach fehlten. Der dunkel gewordene Putz brauchte dringend einen neuen Anstrich. Vor der Remise stand der wackelige Einspanner. Jerzy hatte ihn notdürftig repariert, damit ihr Vater ein Mal in der Woche nach Warschau fahren konnte. Dort hatte er sich wohl mit Graf Zylin-ski getroffen und Antonias Verheiratung ausgehandelt.

Nein, hier ist meines Bleibens nicht mehr! Was soll mein Vater sonst mit mir anfangen? Ich muss mein Leben selbst in die Hand nehmen!

Beim Zurückkommen sah Antonia, dass Jerzy noch mit Phädras Fuß beschäftigt war. Der Spaziergang an der frischen Frühlingsluft hatte sie ermüdet und da sie ein Gespräch mit dem Verwalter vermeiden wollte, nahm sie auf der Bank vor der Scheune Platz.

Nicht lange darauf kam er auf sie zu.

„Fertig?“, sprang sie freudig auf.

„Ja, mit Phädra schon – aber nicht mit dir!“, ging Jerzy auf sie los, packte sie am Arm und zerrte sie in die Tiefe der Scheune. Brutal warf er sie ins Heu und versuchte, ihr das Kleid vom Leibe zu reißen. „Darauf warte ich schon lange“, keuchte er schwer über ihr, „dich verdammte Hure kleinzukriegen, so wie dein Vater meine Schwester geschändet hat! Und dann noch mit acht Talern abg gespeist und davongejagt! Das wirst du büßen müssen!“

Antonia wehrte sich verzweifelt gegen Jerzys kräftige Hände. Sie versuchte zu schreien, doch er hielt ihr roh den Mund zu. Sie bäumte sich mit aller Kraft auf. Schon hatte er ihr Mieder zerrissen, griff ihr hart an die Brust und spreizte ihre Beine. Doch als er mit der einen Hand den Verschluss seiner Hose öffnete, gelang es ihr irgendwie, die kleine Silberpistole in ihrer Rocktasche zu erwischen. Sie zielte. Wohin, das wusste sie nicht. Blindlings drückte sie ab.

Jerzy taumelte mit einem Aufschrei zurück. Sie hatte ihm in den rechten Oberschenkel geschossen. Aus der Wunde spritzte Blut. Antonia nutzte die Schrecksekunde, raffte das, was von ihrem Kleid übrig geblieben war, zusammen und stürzte aus der Scheune.

Zum Glück war auf dem Gutshof niemand zu sehen. Wladimir, das wusste Antonia, vertrieb sich den Sonntagnachmittag am Fluss beim Angeln. Sie hastete zum Seitenflügel des Hauses und klopfte bei Marja ans Fenster. Gleich darauf wurde es geöffnet.

„Du meine Güte!“, entsetzte sich die Wirtschafterin. „Wie konnte denn das passieren?“

Antonia brach vor Wut und Erschöpfung in Tränen aus.

„Nicht doch, Kindchen! Wer hat denn das getan? Etwa Jerzy?“

Antonia nickte aufschluchzend.

„Komm schnell herein, Liebes! So kannst du dich ja nicht sehen lassen! Das Kleid ist ja ganz zerrissen. Aber das werden wir schon wieder in Ordnung bringen. Zieh es aus und meinen Umhang über! So, setz dich hin und trink einen Wodka! Es ist doch nichts passiert!“

Antonia schüttelte den Kopf und Marja klapperte wütend mit ei-

nem Topf am Herd. „Ich koche dir erst einmal einen Tee! Nein, nein! Die Tochter des eigenen Herrn!“, ereiferte sie sich. „Na, dem Kerl werd ich was erzählen! Davonprügeln sollte man ihn!“ Marja ballte wütend die Fäuste. Dann legte sie schützend ihre Arme um Antonias Schultern und wiegte sie wie in Kindertagen, bis sie sich langsam beruhigte.

Die liebevolle Nähe tröstete Antonia und stockend begann sie zu erzählen. Währenddessen machte sich Marja daran, Stück für Stück der zerrissenen Kleidungsstücke zusammenzunähen. „Ich habe Jerzy in den Oberschenkel geschossen. Es blutete stark. Er muss sich verbinden lassen“, flüsterte Antonia.

„Geschieht ihm ganz recht! Er wird schon jemanden finden, der das erledigt. Von Jerzy hätte ich nicht gedacht, dass er so weit gehen würde!“, murmelte Marja und biss zornig einen Faden ab. „Er hat sich dir gegenüber doch immer respektvoll verhalten. Weißt du noch, wie gut er dir Reitunterricht gab? Dass er es so niederträchtig auf dich abgesehen hat – ich fasse es nicht! Du kannst doch gar nichts dafür.“

„Ich kann nichts wofür?“ Antonia forschte angstvoll in Marjas gutmütigem Gesicht.

„Damals – du warst 13 Jahre alt – hat dein Vater Anna zu seiner Geliebten gemacht. Kein Wunder! Er war seit drei Jahren verwitwet und Anna ein hübsches junges Ding. Sie hat ihm einfach den Kopf verdreht. Das ging so drei Monate lang, bis es nicht mehr zu verheimlichen war ...“

„Was war nicht mehr zu verheimlichen?“

„Dass Anna schwanger war! Sie dachte, er würde sie vielleicht heiraten. Doch als sie es ihm sagte, warf er sie hinaus.“ Jetzt schwang in Marjas Stimme ein böser Unterton.

„Und fand sie ab mit acht Talern“, ergänzte Antonia tonlos. „Das hat mir Jerzy ins Gesicht geschrien. Aber ich bin sicher, er hat sich nicht an mir rächen wollen.“

„Natürlich nicht, sondern an deinem Vater. Er wollte ihm heim-

zahlen, was er seiner Schwester angetan hat. Zum Glück ist die Sache bei dir nicht schlimmer abgelaufen. Darf ich dir etwas raten?“, fragte Marja sanft. Antonia nickte.

„Du musst hier fort! Dies ist kein Ort für eine schöne junge Frau wie dich. Du hast doch eine Cousine am Warschauer Hof. Wie heißt sie noch?“

Antonia griff sich an die Stirn. Dass sie daran nicht gedacht hatte! „Maria Magdalena, die Tochter der Schwester meiner Mutter. Sie hat einen Grafen geheiratet, doppelt so alt wie sie. Dönhoff heißt er. Auch mein Vater will mich mit so einem verheiraten. Aber ich will nicht!“

„Es heißt, die Dönhoff sei die Mätresse des Königs“, sagte Marja beiläufig und schnitt die ausgerissenen Nähte von Antonias Rock gerade.

„Erstaunlich genug. Was geht es mich an?“

In Marjas Gesicht stahl sich ein Lächeln. „Das heißt, du könntest ihr schreiben. König August hat seine Residenz nicht nur in Warschau. Die meiste Zeit verbringt er in Dresden. Wenn er an den dortigen Hof reist, begleitet ihn die Dönhoff. Vielleicht nimmt sie dich mit?“

„Woher weißt du das?“, staunte Antonia.

„Na, was man sich eben so erzählt. Von August behauptet das Volk, er sei ein schwacher König. Stark sei er nur an Kräften. Er soll ein Hufeisen mit bloßen Händen zerbrochen haben, dazu soll er ein gefährlicher Frauenheld sein. Er hat so viele Mätressen gehabt wie meine Finger an beiden Händen.“ Jetzt betrachtete Marja zufrieden ihr Werk. „So kannst du das Kleid wieder anziehen. Die Nähte sieht man kaum, dein Vater schon gar nicht. Ich würde ihm nichts von dem Vorfall erzählen.“

„Du hast Recht, Marja. Er würde Jerzy erschießen oder ihn davonjagen. Dann hätte er niemanden mehr, der sich um die Landwirtschaft kümmert und mit ihm jagt. Ich muss sowieso eine Entscheidung treffen. Ich werde an Marie schreiben!“

Abends teilte sie ihrem Vater ihren Entschluss mit. Sie wolle Wierzbiczany verlassen und ihr Leben selbst in die Hand nehmen.

Ganz entgegen ihrer Erwartung schwieg Graf Kazimir dazu, was sie als insgeheimen Einverständnis nahm. Beinahe erleichtert bot er seiner Tochter ein Glas Tokajer an.

„Das ist eine gute Idee. So viel ich weiß, weilt König August zurzeit mit seinem Hofstaat in Warschau. Deine Cousine Marie könnte etwas für dich tun. Ihre und deine Mutter waren Schwestern. Wenn ich mich recht erinnere, haben wir vor Jahren – als es uns noch besser ging – die Bielinskis für die Aussteuer von Mariens älterer Schwester unterstützt. Als Mätresse unseres hergelaufenen Königs ist Marie heute eine reiche Frau. Auch ich werde einen Brief schreiben – und zwar an meine Schwägerin, um der Sache Nachdruck zu verleihen. Ihr Ehemann ist ja inzwischen gestorben. Ich könnte ihr nahelegen, dass Marie eine polnische Gesellschafterin braucht. Schließlich geht es auch um Polen.“

Als das Stichwort „Polen“ fiel, bekam die Stimme des Grafen einen feierlichen Unterton. Und auch Antonia konnte sich eines plötzlich anbrandenden Gefühls nicht entziehen. Wierzbiczany, Warschau – um wie viel mehr war Polen ihre Heimat! Wenn Marie sie einlud, würde Antonia eine Art Mission daraus machen. Bewegt umarmte sie ihren Vater. „Ihr ahnt ja nicht, was Ihr mir bedeutet!“, stieß sie hervor.

„Nun, nun, noch ist es nicht so weit!“, wehrte er freundlich ab. Sofort hatte sie sich wieder in der Gewalt. Ihr Vater ahnte nichts. „Die Sache mit Graf Zyliniski regele ich, sobald wir Nachricht haben. Schreib du sofort an Marie! Übermorgen bringe ich die Briefe persönlich nach Warschau. Jerzy wird mich kutschieren.“

Wenn er das bei seiner Beinverletzung mal kann, dachte Antonia grimmig.

Die Briefe von Vater und Tochter hatten Erfolg. Ein Kurier aus Warschau brachte von der Gräfin Dönhoff eine Einladung für An-

tonia. Schon eine Woche später sollte sie sich in der Warschauer Residenz einfinden.

„Meine liebe Cousine“, schrieb Marie, „ich war sehr erfreut, von Euch zu hören. Wenn Ihr mir ein wenig Gesellschaft leisten wollt, könnten wir gemeinsame Erinnerungen austauschen. Seine Majestät ist einverstanden, dass Ihr zwei, drei Tage mein Gast seid. Ihr werdet es nicht bereuen. Ich schicke Euch am 15. April eine Kutsche. Eure wohlaffectionierte Maria Magdalena Dönhoff.“

Nun hieß es für Antonia, aus den verstaubten Kisten auf dem Speicher Toiletten ihrer Mutter hervorzuholen und zu sehen, wie man sie mit Marjas Hilfe modisch auffrischen könnte. Eigene Garderobe à la mode hatte sie wenig und das geflickte Reitkleid konnte sie vergessen. Gemeinsam machten sich die Frauen ans Werk und fischten aus den Beständen schließlich drei Modelle heraus, an denen der Zahn der Zeit noch nicht genagt hatte. Antonia entschied, welches Kleid für welche Gelegenheit passen könnte. Unterdessen wühlte Marja am Boden der Kisten nach brauchbaren Accessoires, Spitzen, Rüschen, Rosetten und Schleifen, um die altmodischen Prachtstücke wie soeben geschneidert aussehen zu lassen. In einem grünsamtenen Kästchen fand sich sogar ein hübscher Halsschmuck.

„Ach, da ist ja das Amulett meiner Mutter! Ich dachte, sie hätte es mir gegeben und ich hätte es verloren!“, freute sich Antonia. Es zeigte eine ovale fein ziselierte Kapsel aus Gold, die sich aufklappen ließ. Im Inneren befand sich das Miniaturporträt ihrer Mutter. Antonia betrachtete das Bildchen lange, küsste es und hängte sich das Amulett um den Hals. „Du wirst mich beschützen“, flüsterte sie. Marja machte sich sogleich ans Umarbeiten. Mit einigen geschickten Handgriffen und den entsprechenden Abnähern verwandelte sie Antonia in eine elegante junge Dame von Stand. Auch Graf Kazimir wurde gebeten, sein Urteil abzugeben. Beim Anblick Antonias in den Gewändern seiner Frau kamen ihm beinahe die Tränen. „Du gleichst ihr zum Verwechseln. Wenn du nicht meine Tochter wärest, würde ich sofort um deine Hand anhalten.“

Endlich war der Tag ihrer Abreise gekommen. Als die vornehme Kutsche eintraf, hüpfte Antonias Herz. Sie war ihrer Cousine unendlich dankbar, dass sie standesgemäß reisen konnte und nicht gezwungen war, den schäbigen Einspanner zu benutzen.

Jerzy verstaute mürrisch ihr Gepäck. Ein Leibdiener öffnete ihr den Schlag. Der Kutscher ließ die Pferde antraben. Vater, Marja und sogar der Stallbursche Wladimir winkten und nach wenigen Minuten lag das Anwesen Wierzbiczany hinter ihr. Antonia atmete tief. Was würde ihr diese Reise bringen?

Im Warschauer Schloss empfing Marie Dönhoff ihre Cousine in dem eigens für sie hergerichteten Boudoir. Herzlich ging sie auf Antonia zu und umarmte sie, was diese etwas zurückhaltender aufnahm. „Es ist einige Zeit her, dass wir uns sahen“, eröffnete Marie das Gespräch. „Es war bei der Beerdigung Eurer verehrten Mutter, meiner Tante. Ihr wart damals noch ein Kind, ich fünf Jahre älter. Das Landleben muss Euch wohl bekommen. Ihr seid eine schöne Dame geworden.“

„Ja, vor zehn Jahren starb sie“, gab Antonia spröde zurück. „Seitdem kümmert sich mein Vater um meine Erziehung.“

„Und Ihr hattet keine andere Gesellschaft?“, entsetzte sich Marie. „Nur unsere Wirtschafterin Marja und zwei Hauslehrerinnen. Einen Hauslehrer gab es auch.“

Marie führte Antonia zu einem Tischchen, auf dem auf goldenem Tablett drei zarte Porzellantassen und ein Schälchen Konfekt standen. „Nehmt Platz!“, forderte sie Antonia auf und ließ sich auf einem Kanapee nieder. „Da wir eng miteinander verwandt sind – wollen wir nicht Du sagen?“

Antonia nickte.

„Du musst mir alles erzählen! Wie ist es so auf dem Lande?“ Marie klatschte in die Hände, woraufhin ein Mohrenknabe in blauem Samtanzug mit einer Kanne Schokolade eintrat. Das dunkelbraune schäumende Getränk verbreitete einen betörenden Duft. Während der kleine Mohr die Damen bediente, blickte sich Antonia um.

Marie trug das schwere blonde Haar zu lang herabfallenden Locken frisiert. Aus ihrem ovalen Gesicht leuchteten kindliche blaue Augen. Ihre vollen Lippen schienen zum Plappern wie geschaffen. Sie selbst sah in ihrem tief dekolletierten eng anliegenden roten Kleid mit der schimmernden Seidenschleife am vollen Busen aus wie ein niedliches Püppchen. *Eine Schönheit wie aus dem Bilderbuch*, dachte Antonia.

Auf zwei Nachbartischen standen weiß lackierte Käfige für einen in rot-goldene Livree gekleideten kleinen Affen und einen bunt gefiederten Papagei. „Das sind Minou und Coco“, stellte Marie ihr lebendes Spielzeug vor. „Wenn ich nichts anderes zu tun habe, spiele ich mit ihnen. Das zerstreut mich und ist äußerst amüsant.“ Als sie wieder allein waren, nippte Marie an der Tasse. „Du kannst die Schokolade ruhig trinken, sie schmeckt einfach himmlisch! In Warschau kannte man sie gar nicht. Wir haben sie aus Dresden mitgebracht. Nun will ich dich aber nicht länger aufhalten.“

Antonia berichtete, was es zu erzählen gab. Den jüngsten Vorfall in der Scheune verschwieg sie jedoch und als die Sprache auf den Heiratsantrag des Grafen Gregori Zylinski kam, winkte Marie gelangweilt ab. „Das kenne ich. Mir ist das mit dem Grafen Dönhoff wirklich so ergangen. Weil unsere Familie verarmt ist, musste ich ihn heiraten. Er ist doppelt so alt wie ich und – wie sich herausstellte – völlig mittellos. Auch im Bett ein halber Greis. Schon nach wenigen Monaten dachte ich, das halte ich nicht aus. Diese ewige Besserwisseri, seine ständige Eifersucht und wie er mich bewachte! Da war es ein Segen, dass der Erste Minister, Generalmajor Graf Flemming, an meine Eltern herantrat, um mich an den königlichen Hof zu holen. So wurde ich Augusts Mätresse.“

„Bist du denn noch mit Graf Dönhoff verheiratet?“, wunderte sich Antonia.

„Gott bewahre! Meine Mutter hat das für mich arrangiert. Bogislaus war mit der Scheidung gleich einverstanden. Kunststück! Er erhielt dafür ja auch eine beträchtliche Summe. Papst Clemens XI.

löste die Ehe auf. Jetzt bin ich wieder frei und lebe sehr viel angenehmer. August ist mächtig und reich, dazu ein feuriger Liebhaber und sehr potent“, lächelte Marie kennerisch.

Antonia rutschte verlegen auf ihrem Sessel herum. Marie hatte den Affenkäfig geöffnet und setzte sich Minou auf den Schoß. Das posierliche Tier sprang jedoch mit lautem Geschrei auf die Gardinenstange und wollte nicht wieder herunterkommen. Marie lockte es mit Kuchenstückchen und zärtlichem Gurren, aber auch das nützte nichts. „Dummes Viech!“, schimpfte sie. „Am besten, man beachtet ihn gar nicht!“

„Und wie muss man sich den König vorstellen?“, erkundigte sich Antonia vorsichtig.

„Wenn man ihn zu nehmen versteht, sehr freundlich und großzügig. Er macht mir viele Geschenke. Ich kann mich nicht beklagen. Nur ein Mal hat er mich wirklich schlecht behandelt – und das vor dem gesamten Hof! Aber das hing mit der Gräfin Cosel zusammen und ist ja vorbei.“

Antonias Neugier war geweckt. Erwartungsvoll blickte sie Marie an.

„Das war vor drei Jahren. Ich habe ihm längst verziehen.“ Dann plauderte sie leichthin über einen Vorfall, der sie heute regelrecht zu amüsieren schien.

Im Frühsommer 1714 war sie gerade ein halbes Jahr Augusts Mätresse und unternahm alles, um ihm zu gefallen und die Dresdner Hofgesellschaft für sich einzunehmen. Als sich nach einem festlichen Diner kleine Grüppchen um den König versammelt hatten, betrat Marie Dönhoff den Saal wie eine große Dame. Stundenlang hatte sie diesen Auftritt vorbereitet. Zu einer ausgesucht kostbaren Robe trug sie einen besonders aufwendigen Kopfputz. So aufgetakelt sank sie vor August in einen tiefen Hofknicks.

Nach erstem Staunen verwandelte sich die Miene des Königs jedoch plötzlich in blanke Wut. Wer wagte es da, die Cosel so billig zu imitieren? Er ging mit festen Schritten auf seine Mätresse zu,

riss ihr mit schnellem Griff die Fontange vom Kopf und schleuderte sie auf den Boden. Marie versuchte, ihre derangierte Frisur zu schützen.

„Du glaubst nicht, wie erschrocken ich war, Antonia“, erregte sie sich, als ihr der Vorfall wieder vor Augen stand. „Ich dachte, er ist verrückt geworden. Ich hatte ihm doch nichts getan. Ich wusste überhaupt nicht, weshalb er mich so behandelte. Aber hör nur, es wurde noch schlimmer!“

Nach dieser Attacke auf die Dönhoff langte August ein zweites Mal zu: Mit einem groben Ruck riss er ihr das Kleid vom Körper, bis sie nur noch in Mieder und Rock vor ihm stand. Als sie schreien wollte, stürzte sich der König mit rasendem Gebrüll auf sie und zerrte so lange an dem, was sie noch auf dem Leibe trug, bis sie splitternackt vor ihm stand.

Die Hofgesellschaft erstarrte. Auch Antonia wollte ihren Ohren nicht trauen. Unvorstellbar, dass der König derart die Beherrschung verlieren konnte! Mitleidig betrachtete sie ihre Cousine.

„Ich war wie betäubt. Und dann fing ich einfach an zu schreien. Ich schrie nur und wollte weg – bloß weg von diesem Hof und diesem Gewaltmenschen!“ Marie berichtete weiter, wie sie laut weinend von den Hofdamen in ihre Gemächer geführt wurde. August hatte wortlos den Raum verlassen. „Später war er ganz entsetzt, was er mir angetan hatte. Er hat sich bei mir entschuldigt und mir einen schönen Halsschmuck geschenkt“, schloss Marie. „Ich nehme an, er hing noch immer an der Cosel und wollte mich für ihren Verlust bestrafen. Inzwischen ist das anders. Ich habe ihm verziehen. Er liebt mich mehr, als er sie geliebt hat.“

Als sei das Stichwort gefallen, öffnete der kleine Mohr nach kurzem Anklopfen die Tür und ein vornehmer Herr trat herein. Eine Herrscherallüre ging von ihm aus, die ihn unübersehbar als den König erkennen ließ. Mit der hohen Stirn, der langen Nase und den sinnlichen Lippen wirkte sein Gesicht unter der gepuderten Allongeperücke fast schön. Die mächtigen schwarzen Augenbrau-

en verliehen ihm markante Züge. Er trug einen reich mit Goldbordüren bestickten roten Rock, darunter ein fast ebenso langes gelbes Lederwams, schwarze Escarpins und schwarze Strümpfe.

Als Marie anmutig auf ihn zueilte und mit einem Knicks seine rechte Hand küsste, lächelte August. Auch Antonia hatte sich erhoben und machte einen Hofknicks.

„Wen haben wir denn da? Ich sehe, Ihr seid in reizender Gesellschaft, Marie“, hob er Antonia galant auf und ließ sich auf dem Kanapee nieder. Marie machte dem Mohrenknaben ein Zeichen, auch dem König Schokolade einzuschenken. „Ich gratuliere Euch zu solcher Gesellschaft. Ich sehe gern hübsche Damen am Hof.“

Antonia errötete, als die großen Augen mit schwerem Blick auf ihr ruhten.

„Darf ich vorstellen, Sire: Das ist meine Cousine Antonia Gräfin Ostrowska“, beeilte sich Marie zu versichern. „Ihr erinnert Euch, dass ich Euch von ihr erzählte. Sie bat in einem Brief, mich besuchen zu dürfen.“

„Enchanté! Ich bin entzückt, meine Liebe. Ich wusste gar nicht, dass Ihr eine so hübsche Cousine habt. Nehmt nur Platz!“, forderte er Antonia auf, sich neben ihn zu setzen. „Warum seid Ihr nicht früher gekommen?“

Antonia senkte den Kopf. „Meine Pflichten zu Hause hinderten mich daran, Majestät. Mein Vater erfreut sich nicht der besten Gesundheit.“

„Nu? Geht's m besser?“, fragte August in seinem Salonsächsisch und Antonia nickte. „Dann ist ja alles in Ordnung. Was machen wir mit Eurer Cousine?“, neckte er Marie.

„Je ne sais pas – ich weiß nicht. Oh, Sire, wenn ich Euch bitten dürfte, lasst sie mir als Gesellschafterin! Ich fühle mich in Dresden oft allein. Wenn sie bei mir wäre, würde sie mir das Heimweh vertreiben. Auch könnte ich mit ihr polnisch sprechen.“

„Ich spreche Euch diese Sprache wohl nicht gut genug“, amüsierte sich August. „Vielleicht möchtet Ihr gar in Polen bleiben?“

„Oh nein! Niemals! Eure Gegenwart, ma chère majesté, ist mein ganzes Glück! Eure Residenz hat kaum ihresgleichen. Ich liebe diese Stadt!“

„Ist ja schon gut!“ August tätschelte ihr das Händchen. „Ich habe auch gern etwas polnisch Rundes um mich.“ Damit streichelte er ungeniert ihren im Ausschnitt freien Busen. „Wenn es denn Euer Wunsch ist, soll sie Euch nach Sachsen begleiten. Ich werde Anweisung geben, dass man sie im Taschenbergpalais unterbringt. Ist Euch das recht?“, wandte er sich zu Antonia. Dabei musterte er sie mit einem leicht anzüglichen Blick. Die Nähe dieses Mannes, seine geballte männliche Ausstrahlung, sein verstecktes Lächeln, das so etwas wie eine Komplizenschaft andeutete, beunruhigten Antonia, doch hier bot sich die Chance ihres Lebens. Rasch sagte sie zu.

Marie sprang vor Freude wie ein Kind umher. „Wusste ich es doch, ma chère majesté, Ihr seid der großzügigste Mensch unter der Sonne! Am besten bleibt Antonia gleich hier! Sie könnte im Nebenzimmer schlafen.“

August gab sein Einverständnis. „Ihr reist mit Eurer Cousine in drei Tagen, Marie. Vitzthum, mein Kammerherr, wird Euch begleiten. Ich habe in Warschau noch einiges zu erledigen. Lästige Angelegenheiten mit den Magnaten und der Schlachta, wie Ihr wisst. Und Euch, verehrte Gräfin, hoffe ich später in Dresden wiederzusehen.“

Der König stand auf und küsste den Damen die Hand. Auch sie erhoben sich. Antonia versuchte, ihr tiefes Erröten zu verbergen.

Als sich die Tür hinter ihm schloss, rief Marie ganz begeistert aus: „Wie findest du ihn? Ist er nicht goldig? Er liest mir jeden Wunsch von den Lippen ab. Ach, Antonia, ich bin glücklich! Wir reisen zusammen! Du bleibst bei mir! Du darfst nicht auf dem Lande verblühen! Dann habe ich eine liebe Verwandte zur Gesellschaft, der ich vertrauen kann. Das ist doch so?“

„Verzeih, Marie, das kommt alles so plötzlich ... Natürlich reise ich mit dir nach Dresden. Du kannst fest auf mich zählen. Ich

hätte nicht gedacht, dass sich mein Leben, dieses trostlose Einerlei in Wierzbiczany, so schnell ändern könnte. Aber ich muss dir gestehen, ich bin völlig mittellos. Das Gut ist am Abgrund. Wir leben äußerst knapp. Ich kann für ein Leben am Hofe nicht aufkommen.“

„Sollst du auch nicht“, beruhigte sie Marie. „Ich bin wohlhabend genug. August hat mich mit einer ansehnlichen Apanage bedacht. Ich bin sicher, er wird dir als meiner Gesellschafterin eine ordentliche Jahresrente anbieten. Man kann viel über ihn sagen, aber er ist doch Kavalier. Jetzt gilt es jedoch, ganz andere Dinge zu besprechen. Die Zeit drängt. In drei Tagen sollen wir fahren. Was hast du zum Anziehen? Wie sieht deine Garderobe aus? Daran müssen wir gleich etwas ändern! Steh bitte auf!“ Marie betrachtete kritisch Antonias Figur. „Du bist etwas größer als ich, auch in der Taille etwas breiter. Der Busen passt. Ich werde dir fürs Erste drei Kleider von mir schenken. Ich habe sowieso viel zu viele. Hellgrün müsstest du zu deinen Augen wundervoll stehen. In dieser Farbe habe ich ein Reisekleid. Nanette ist meine Schneiderin. Sie wird alles auf deine Figur hin verändern.“ Marie betätigte einen Klingelzug. Kurz darauf erschien eine Zofe und knickte. „Schnell, hol mir Nanette! Und bring mir das grüne Kleid, das kupferfarbene aus Taft und eine schöne Abendrobe, die cremefarbene! Ach ja – und ein Negligé!“ Die Zofe eilte hinaus. „Das ist erst einmal eine Grundausstattung. Den Rest besprechen wir später. Was denkst du darüber, Coco?“ Marie kraulte den Papagei am Hals, worauf er „Formidable!“ krächzte.

Auf dieses Stichwort hin sprang das Äffchen von der Gardinenslange und hüpfte eifersüchtig auf Maries Schoß. „Sind die beiden nicht goldig?“, fragte sie.

Antonia überwand ihre Schüchternheit und fiel Marie um den Hals. „Ich danke dir von ganzem Herzen! Du bist so großzügig zu mir, obwohl wir uns so lange nicht gesehen haben! Ich kann immer noch nicht glauben, dass ich dich nach Dresden begleiten

soll. Aber wenn ich nicht mehr nach Hause fahren kann, muss ich meinem Vater schreiben.“

„Ja, tu das – und grüß ihn schön von mir! Er wird sich eine andere zur Gesellschaft suchen müssen. Dies ist schließlich dein Leben. Du musst es anpacken!“

„Wer ist dieser Vitzthum?“, wollte Antonia noch wissen.

„Ein vollendeter Höfling. Graf Vitzthum nennt sich einen Freund des Königs. August vertraut ihm als Berater in amourösen Angelegenheiten“, berichtete Marie. „Offiziell hat der Graf das Amt des Oberfalkners inne. In Wahrheit kennt er die wichtigsten Geheimnisse und übt einen großen Einfluss auf seinen Herrn aus. Seine Frau ist eine Intrigantin und mit Vorsicht zu genießen. Aber das wirst du bald selbst herausfinden“, warf Marie leicht hin.

Die folgenden Tage waren angefüllt mit Anproben und Packen. Marie wühlte selbst unter ihren Schuhen. Nur zwei Paar passten Antonia. Endlich war alles beisammen. Im Spiegel erkannte sie sich kaum wieder. Marie klatschte in die Hände. „Du solltest viel Grün tragen, die Farbe der Hoffnung! Wenn August dich so sieht, muss ich aufpassen“, drohte sie scherzhaft mit dem Finger.

„Formidable!“, krächzte Coco und spuckte leere Erdnussschalen auf den Teppich. Minou tobte in seinem Käfig.

Am Abend vor ihrer Abreise hörte Antonia im Nebenzimmer von Maries Schlafgemach die weinselige tiefe Stimme des Königs und spitze Schreie seiner Mätresse. Sie verbot sich zu lauschen. Noch einmal überdachte sie ihre Begegnung mit August. Sie rief sich seinen Blick zurück, der nichts anderes als besitzergreifend war. Die Art, wie er Marie behandelt hatte, ließ darauf schließen, dass er in ihr nicht mehr als ein Spielzeug sah. Mit ihrem Geplapper konnte sie ihn zumindest geistig nicht fesseln. *Warum hat er sofort zugestimmt, dass ich Marie nach Dresden begleite*, fragte sie sich. *Ob ich ihn an jemanden erinnere? Ich muss auf der Hut sein!* Dann wieder stand die ferne Stadt Dresden vor ihren Augen, diese schillernde

Residenz im deutschsprachigen Sachsen, von der man sich Wunder erzählte.

Ich werde in ein fremdes Land gehen, in eine unbekannte Stadt. Dort bin ich allein auf mich und Marie angewiesen. Ich muss mein Schicksal selbst in die Hand nehmen!

Über Antonias leise Furcht hinweg siegte die stolze Gewissheit, dass erst jetzt ihre Zukunft begann. Mit diesen Gedanken schlief sie ein.

Am Hof in Dresden

Antonia und ihre Cousine Marie Dönhoff waren nun schon fünf Tage in Dresden. Bis zur Ankunft des Königs bezogen sie auf Geheiß des Kabinettsministers von Flemming Quartier im Schloss Pillnitz. Dort war Marie eine elegante Suite mit Aussicht auf die Elbe zugewiesen worden. Eine nicht zu knapp bemessene Dienerschaft sorgte für ihr leibliches Wohl.

Das intim wirkende Renaissanceschloss mit seinen Gärten entzückte Antonia. Alles war hier licht und hell. Im Sonnenglanz spiegelte der Fluss die heitere, unbeschwerte Atmosphäre dieses königlichen Anwesens wider. Die beiden jungen Frauen ergingen sich in den Parkanlagen, versteckten sich voreinander im Irrgarten oder hinter den überall aufgestellten Skulpturen.

Maries Fröhlichkeit war ansteckend. „Hier hat die Cosel gelebt. Und das Beste ist: Jetzt wohne ich hier!“, sprudelte sie hervor. Überall erinnerte die Eleganz der Einrichtung an Augusts verflossene Mätresse. „Jetzt sitzt sie auf Burg Stolpen!“, triumphierte Marie.

„Was weißt du über sie?“, fragte Antonia. Sie kannte die Gräfin Cosel nur vom Hörensagen.

„Sie war meine Vorgängerin und acht Jahre Augusts Mätresse“, erzählte Marie. „Sie hat von ihm vier Kinder. Eines davon ist gestorben. Sie ist in Ungnade gefallen, weil sie gewisse Papiere nicht